

I. A b t h e i l u n g.

G e s c h i c h t s = K a l e n d e r.

A. Charakterzüge aus dem Leben großer Regenten.

a) Kaiser Joseph II.

1. Ein hübsches junges Mädchen stand einst ängstlich im Kontrollorgang und wartete auf den Kaiser. Als er erschien, ging er auf sie zu und fragte sie auf seine gewöhnliche rasche Weise: „Wer sind Sie?“ — „M a n n e t t e K l e i n“ erwiderte sie erschreckt. — „Und was wollen Sie?“ fuhr der Kaiser fort, worauf ihm das Mädchen zu Füßen fiel und zitternd sagte: „Nur einen kleinen Gehalt, Euer Majestät, ach ich habe freilich gar keinen Anspruch darauf, aber ich weiß mir sonst gar nicht zu helfen, denn der geringe Verdienst meiner Handarbeit reicht nicht hin, mich zu ernähren.“ — Der Kaiser betrachtete sie lächelnd und sprach: „Haben Sie denn keinen Liebhaber, der mit der Zeit für Sie sorgen kann?“ — „Ach ja!“ entgegnete das Mädchen verschämt, „aber er hat nur eine ganz kleine Anstellung, und kaum für sich selbst zu leben.“ — „Nun so schicken Sie ihm morgen zu mir.“ — Als der junge Mensch des andern Tages kam, übergab ihm der Kaiser, nachdem er sich zuvor genau nach seiner Aufführung und seinen Fähigkeiten erkundigt hatte, ein Anstellungsbekret mit vermehrtem Gehalte, in dem jedoch die ausdrückliche Bedingung enthalten war, sogleich die „M a n n e t t e K l e i n“ zu heirathen.

2. Als der Kaiser eines Tages bei einem Spaziergange auf der Bastei ein junges und zartes Mädchen von einem Brunnen Wasser tragend fand, fragte er sie, ob denn die Last schwer wäre? — „D freilich“ erwiderte sie dem ihr unbekanntem Monarchen, „besonders, wenn man es nicht gewohnt ist.“ — Auf weiteres Befragen erfuhr der Kaiser, daß sie eine Beamtenstochter sei, deren verdienstvoller Vater gestorben und eine Witwe mit fünf Kindern hinterlassen habe, die von hundert Gulden Pension leben müsse. „Aber warum wenden sie sich nicht an den Kaiser?“ fuhr Joseph auf. — „Ach Gott,“ sagte das Mädchen naiv: „der gibt nichts her, der nimmt eher.“ — „Nun,“ sagte der Kaiser, „probieren Sie's nur, er nimmt nur denen, die es nicht brauchen, und gibt Jedem, der es verdient,“ und bald nach dieser merkwürdigen Unterredung war auch der Noth der armen Witwe und ihren Kindern durch eine vermehrte Pension abgeholfen.

3. Bei einer Reise des Kaisers begegnete ihm ein Transport Rekruten, die meistens aus derben Bauernburschen bestanden, denen man den Beruf zur Feldarbeit deutlich ansah. — Nachdenkend sagte der Kaiser: „Das ist Alles gut, nun soll man aber an die Müßiggänger in gewichsten Stiefeln denken, und diese ebenfalls zu Soldaten anwerben.“ —

4. Die Kosten der vielen und großen Reisen, welche Kaiser Joseph machte, bestritt er bloß aus seinem Privatvermögen. Aus diesem schloß er auch aufstrebenden Fabrikanten Geld vor, und gab ferner davon jährlich 20,000 fl. an das Armen-Institut. Täglich pflegte er hundert Ducaten oder Souvraind'ors zu unvorhergesehenen Ausgaben in die Tasche zu stecken.

5. Eine Dame gab einst dem Kaiser nicht unbedeutlich zu verstehen, daß die von ihm eingeführte Abstellung der ceremoniellen Etikette doch wieder manche Unannehmlichkeiten mit sich führe, und es Personen von Rang sehr schwer fallen müsse, sich in die neue Art des Umgangs zu schicken, der den angeborenen Ansprüchen auf Ehrerbietungs-Bezeugungen Abbruch thut, worauf ihr der Monarch mit erhabener Ruhe antwortete: „Hart würde es in der That sein, wenn ich, bloß weil ich Kaiser bin, das Vergnügen des geselligen Umganges, welches mir so angenehm und aufheiternd ist, entbehren müßte. Wer die zwecklose, steife und widernatürliche Etikette so unumgänglich nöthig für die höheren Zirkel hält, mag sich an den japanischen Hof verfügen, wo der Herrscher den ganzen Vormittag unbeweglich auf dem Throne sitzen muß, und nicht einmal mit dem Kopfe nicken darf.“

6. Als der Kaiser in Paris war, stand er mit entblößtem Haupte vor der Statue Heinrichs VI. und brach in die Worte aus: „Nach einem Weinaugen, wie ihn dieser Held zurückgelassen, geize auch ich; es gibt keinen schöneren als Vater seines Volkes zu heißen!“ Diese Aeußerung machte ihn bei den Franzosen ungemein beliebt, die seinen Namen lange in Ehren hielten, und noch als die Söhne und Enkel später nach Wien kamen, hegten diese eine solche Ehrfurcht für den großen Kaiser, daß keiner vor dessen Standbilde am Josephsplatze vorüberging, ohne zu salutiren, und selbst die Marschälle salutirten mit blanker Klinge, ließen das Gewehr anziehen und die Fahnen senken.

7. Einst hatten die kaiserlichen Jäger einen der schönsten Hirsche eingefangen, und denselben zu einer Parforcejagd, die nächstens stattfinden sollte,

bestimmt; der Hirsch fand aber Gelegenheit, wieder zu entweichen, und zerstörte die mit Korn reich besetzten Saatsfelder eines Landmannes. Dieser beschwerte sich über die Vernichtung seines Ernteflegens, fand aber keine Abhilfe. In seiner Bedrängniß erinnerte er sich jedoch des kaiserlichen Ediktes, welches jedem Gutsbesitzer erlaubt, wenn er auf erfolgter Anzeige keine Hilfe erlangt, sich solche durch Erlegung des Wildes selbst zu verschaffen, schloß den Hirsch ohne weiters todt, und ersuchte den kaiserlichen Förster, das erlegte Thier, welches so vielen Schaden angerichtet hatte, abholen zu lassen. Der Förster, außer sich vor Bestürzung, da die Jagd, wozu dieses Prachtstück von einem Hirsch bestimmt war, schon den darauffolgenden Tag vor sich gehen sollte, ließ den Landmann in Eisen legen, und der Kaiser Joseph wurde von diesem Vorfalle mit der Anfrage in Kenntniß gesetzt, was Sr. Majestät über den Freveler zu beschließen geruhen. — „Was ich beschliesse“ erwiderte der Monarch, „daß man den Hirsch verkaufe, den Bauer augenblicklich freilasse, und ihm das für die Erlegung eines Raubthieres bestimmte Schußgeld bezahle.“

8. Zur Zeit der Noth im Jahre 1784 ließ der Kaiser Getreide nach Böhmen führen und austheilen. Als er nun einst bei der Wohnung eines Amtmannes vorbeifuhr, sah er dort mehrere von murrenden Bauern umringte Getreidewägen stehen. Joseph stieg aus den Wagen und erkundigte sich bei den Bauern nach der Ursache ihrer Unzufriedenheit, welche sich beklagten, daß sie schon sehr lange warteten, der Herr Amtmann sie aber nicht abfertigte, obschon sie noch 8 Stunden Weges zurücklegen müßten. Der Kaiser wendete sich nun an den Amtschreiber und dieser bestätigte nicht nur die Wahrheit des von den Bauern Ausgesagten, sondern fügte noch hinzu, daß auch die Ortsbewohner selbst darunter litten, welche der Austheilung begierig entgegensehen. Der Kaiser, welcher nur in ganz einfacher Offiziers-Uniform war, ging in die Wohnung des Amtmannes, welcher eben große Gesellschaft hatte, und ließ sich bei denselben anmelden. Dieser kam endlich und es entspann sich folgendes Gespräch: Amtm. „Wer sind Sie?“ — Kais. Jos. „Lieutenant in kaiserl. Diensten.“ — „Was wünschen Sie?“ — „Ich wollte sie nur ersuchen, doch endlich die armen Bauern unten abzufertigen, die schon so lange warten.“ — „Die Bauern können

und müssen noch länger warten.“ — „Aber sie haben noch einen weiten Weg zu machen, und obnehin schon viele Zeit versäumt.“ — „Was trägt Ihnen die Rückkehr der Bauern ein?“ — „Man muß menschlich sein und die Leute nicht ohne Noth plagen.“ — „Ihre Sittenlehre, mein Herr Lieutenant, ist bei mir ohne Noth angebracht; ich weiß schon selbst was ich zu thun habe, und somit mögen die Bauern warten, bis es mir beliebt.“ — „Nun so muß ich ihnen sagen, mein Herr Amtmann, daß das Getreide Sie ganz und gar nichts mehr angeht! der Amtschreiber ist von nun Amtmann, und Erkenn' Er seinen Herrn.“ Hierauf befahl der Monarch dem Amtschreiber die Bauern abzufertigen, entfernte sich, und ließ den Amtmann wie vom Blitz gerührt stehen.

9. Einen Geistlichen, der um Vergrößerung seines Grundeigenthums bat, um Colonisten unter seiner Aufsicht darauf zu setzen, ertheilte der Kaiser den Bescheid: „Der heilige Paulus machte Christen, aber keine Colonisten.“ —

10. Im Jahre 1781 kam ein Physiker aus Irland nach Wien, der durch seine elektrischen Experimente allgemeines Erstaunen erregte. Kaiser Joseph, ebenfalls begierig, Proben seiner Kunst zu schauen, begab sich zur Vermeidung alles Aufsehens zur Nachtzeit zu ihm, und verlangte, er solle ihm einige Experimente vormachen. Der Physiker that sein Möglichstes, machte aber durch Nachahmung von Blitz und Donner ein furchtbares Getöse, worüber die Leute im Hause unruhig und der Hausherr ängstlich wurde. Dieser letztere trieb seine Besorgniß so weit, daß er die Sache bei der Polizei mit der Bitte anzeigte, den Physiker sammt seinen Zuseher zu arristiren, worauf worauf wirklich ein Commissär in solcher Absicht abgeordnet wurde. Aber wie sehr erstaunte dieser, als er in das Zimmer trat, und den Kaiser unter Donner und Blitz ganz ruhig sitzen sah. Joseph konnte nicht umhin, zu lächeln, und entschuldigte den etwas voreiligen Eifer des Commissärs bei dem Physiker.

11. Als der Kaiser zu Namür in den Niederlanden angekommen war, sandte ihm der Magistrat dieser Stadt sogleich eine zahlreiche Ehrenwache, die

der Monarch jedoch ebenfalls sogleich wieder mit den Antwort zurückschickte: „Meine Wächter sind meine Unterthanen, und ihrer Liebe vertrau ich meine Sicherheit an.“ —

12. Nach der ersten Aufführung von Mozarts Oper: „Die Entführung vom Serail“ sagte Joseph zu dem Compositur, ihm auf die Schulter klopfend: „Recht gut, recht brav Mozart, nur gar zu viel Noten.“ — „Gerade so viel, als nöthig sind, Ew. Majestät“ — erwiederte Mozart; und gutmüthig antwortete der Kaiser: „Nann auch sein, Er muß das freilich besser verstehen.“ —

d.) Kaiser Franz I. unser unvergeßlicher guter Vater Franz.

Fürst Kauniz's, des großen Staatsminister Blick in die Zukunft.

Nach althergebrachter Sitte läßt der Wiener-Magistrat bei jedem Regentenwechsel das Portrait des neuen Regenten mahlen und in dem großen Rathssaale aufhängen. In diesem Rathssaale prangen die Bildnisse der deutschen Kaiser vom Maximilian den I. bis auf Ferdinand I. in Lebensgröße, immer von den vorzüglichsten Künstlern ihrer Zeit gemahlt.

Nach dem Tode Leopolds II. begab sich eine Deputation des Magistrates zu dem Fürsten Kauniz, um sich von ihm, als damaligen Protector der Akademie der bildenden Künste einen geschickten Maler und zugleich den Rath zu erbitten, mit welchen Attributen der neue Monarch wohl am angemessensten darzustellen sei. Der Fürst war bei solchen Angelegenheiten immer ernst, doch diesmal war er auch noch im hohen Grade düster. — „Lassen Sie den neuen Herrn“ — sprach er mit seiner langsamen, feierlichen Stimme, „in Marschallsuniform und im Panzer mahlen: ein Heer im Hintergrunde und ein blutrother Himmel dürfen dabei nicht fehlen. — Ja, ja, meine Herren,“ fuhr der Fürst zu den staunenden Abgeordneten fort: „Kaiser Franz wird langwierige, blutige Kriege führen müssen; denn das Bündniß, welches alte, durch Jahrhunderte geheiligte Vorurtheile zertrümmerte, welches unter so vielen Völkern Ruhe, Wohlstand und Glück verbreitet hat, dieses Bündniß, durch eine reife Staatsweisheit ge-

schlossen, ist nun durch einige wilde Brauselöpfe in der National-Versammlung zu Paris leichtsinnig zerissen. Europa nimmt von jetzt eine neue Gestalt an; neue Systeme werden befolgt, neue Bündnisse geschlossen werden; wie sich aber diese neuen Formen in einanderschmiegen, das kann uns erst die Zukunft enthüllen; doch ohne einen langwierigen und blutigen Kampf kann eine so schnelle und gewaltsame Veränderung in dem Stattsystem der vornehmsten europäischen Reiche nicht vor sich gehen. Kaiser Franz wird daher wider seinen Willen und wider seine Neigung in Kriege verwickelt werden; denn sein Gemüth versichert uns seinen friedfertigen Sinn; sein Herz wird bluten bei dem Leiden seiner Völker, aber Er wird Kriege führen müssen! wohl Ihm und der Monarchie, wenn Seine treuen Völker nicht den Muth sinken lassen, sondern standhaft und muthvoll ausharren, bis der große Kampf ausgefochten sein wird. — Ich werde dessen Ende nicht sehen,“ — Und so geschah es auch. Oesterreichs Völker hielten standhaft aus, gaben Gut und Blut für Ihren bis zur Anbetung geliebten und verehrten Kaiser Franz, und er gab ihnen Glück und Frieden, ganz Europa aber eine nie gehoffte Ruhe nach sturm- und drangvollen 25 Jahren, welche die Grundfesten aller Throne erschüttert hat. Franz war größer als Napoleon, denn ihn begünstigte nicht das Glück, wie jenen, Er war liebender Vater seines Volkes, nicht dessen Tyrann.

c. Die große Kaiserinn Maria Theresia.

1. Stiftung des Maria-Theresien-Ordens.

Am 18. Juni 1757 standen sich die Heere Oesterreichs unter General Daun und Preußen unter König Friedrich II. Ober-Commando bei Kollin und Planian in Böhmen in heißer Schlacht entgegen. Der König von Preußen, durch viele Siege zuversichtlich gemacht, warf sich mit außerordentlicher Kraft auf das kaiserliche Heer, allein dieses wirkte Wunder der Tapferkeit und Ausdauer. Das Unverhoffte geschah, Preußens König wurde geschlagen und der Glaube an seine Unüberwindlichkeit vernichtet. Die untergehende Sonne des blutigen Tages beleuchtete 6000 Feinde todt auf dem Wahlplatze und Friedrich den Großen mit den Resten seines Heeres

nach Zurücklassung von 8000 Gefangenen und 5000 Versprengten aus Böhmen entfliehend. Drei Tage später hielt General Daun seinen feierlichen Einzug als Böhmens Befreier in Prag. Zum Gedächtnisse dieser denkwürdigen Schlacht stiftete die große Kaiserinn Maria Theresia den nach Ihr benannten militärischen Verdienstorden, welcher Anfangs nur aus Großkreuzen und Rittern bestand, denn aber Kaiser Joseph II. später auch noch die Kommandeurs beifügte.

2. Die Abschaffung der Foltern in Oesterreich.

Die große Kaiserinn ließ bekanntlich die Geseze und Gesezespflege in ihren Staaten reformiren, und da kam den auch die barbarische Folter zur Sprache, zu deren Beibehaltung von allen Seiten eingerathen wurde, nur der hochherzige Joseph von Sonnenfels trat allein mit einer entgegengeetzten Ansicht auf. Die Kaiserinn ließ ihn zu sich rufen und sagte: „Sonnenfels, Er allein ist der Meinung, daß die Folter abgeschafft werden soll; darum wird er mir seine Gründe vorlesen; aber weiß Er, es wird ja auch in andern Staaten noch torquirt?“ — „Leider“ antwortete Sonnenfels, „allein wenn in Oesterreich eine gottesfürchtige, milde regierende Frau noch foltern läßt, so glauben die anderen Monarchen wohl ohne Bedenken ihres Gewissens solchem Beispiele folgen zu können.“ — „Ich will nur gute Beispiele geben,“ erwiederte die Kaiserinn: „lese Er!“ — Sonnenfels stand vor der erhabenen Monarchinn und laß mit Begeisterung seine Schrift gegen die Tortur. Einige Mahl griff die Kaiserinn nach der Schrift, um Stellen, die ihr von besonderem Gewicht schienen, nochmals selber zu überlesen. Da ließ sich Sonnenfels an der Seite des Armstuhls, auf welchem die Kaiserinn saß, auf ein Knie nieder und hielt beim Weiterlesen die Schrift so, daß die Kaiserinn nach Belieben hineinblicken konnte. Sonnenfels war noch nicht zu Ende gekommen, als die große Selbstherrscherin, tief bewegt von der erschütternden Darstellung, die Hand ausstreckte und sprach: „Genug, ich brauche nichts mehr zu hören; die Folter ist auf immer abgeschafft! Sonnenfels stand beseligt auf, und sprach mit freudestrahenden Augen: „Euer Majestät, dieß ist der glücklichste Tag meines Lebens, denn ich sehe meine Monarchinn Thronen des Erbarmens vergießen über die unglücklichsten Ihrer Unterthanen, die, zur Verzweiflung gequält, keinen andern

Trost hatten als das Bewußtsein ihrer Unschuld, — Mit den Worten: „Nun gehe Er mit Gott, ich danke ihm,“ entließ ihn gnädig die Kaiserin. Die allerhöchste Entschließung wurde sodann im ordnungsmäßigen Wege, nicht aber unmittelbar durch Sonnenfels bekannt gemacht. So ist der wahre Hergang dieses ewig denkwürdigen Ereignisses.

c. König Friedrich II. von Preußen. Der große Fritz.

1. Friedrich der Zweite reiste einst zur Revüe nach Magdeburg, und mußte unterwegs wegen Umspannung der Pferde kurze Zeit anhalten. Diese Gelegenheit benützte ein junges Mädchen, stieg auf den Kutschenschlag und erzählte Friedrichen, daß ihr Vater, als ein verdienstlicher Offizier aber arm, gestorben sei, sie nun nichts zu leben habe, und den König um eine Unterstützung bitten müsse. — „Du mußt heirathen“ sagte der König, „willst du nicht?“ — „D“ erwiderte das Mädchen, „ich wollte wohl, aber ich habe keinen Liebhaber.“ — „Schöne Mädchen wie du,“ versetzte der König, „finden Liebhaber ohne sie zu suchen.“ — Im Gespräche legte der große Friedrich zufällig seine Hand vertraulich dem Mädchen auf das Busentuch, und die Schöne küßte sie ihm. — „Na,“ sagte er, „geh nur jetzt ich will für dich sorgen.“ — worauf er an die Finanzstelle Folgendes rescribirt: Man soll der Offizierstochter N. auf meine Rechnung 2000 Thlr. zum Brautschätze geben, für wesentlich mir erzeugte Gefälligkeiten, die mir in 30 Jahren nicht erwiesen worden sind. —

2. Im Lager bei Reise in Schlesien stattete Kaiser Joseph II. dem König Friedrich II. seinen Besuch ab, wobei der Kaiser von den Generalen Lacy und Laudon begleitet wurde. Die beiden Monarchen, deren Heere oft so feindlich sich gegenüber gestanden hatten, umarmten sich auf's herzlichste, indem Friedrich, in hoher Anerkennung der erhabenen Eigenschaften des Kaisers, in die Worte ausbrach: „Dies ist der glücklichste Tag meines Lebens,“ und Joseph erwiderte: „Nun sind auch meine Wünsche erfüllt.“ Bei dieser Gelegenheit lud auch Friedrich den berühmten Laudon mit den Worten ein, sich an seine Seite, statt ihm gegenüber zu setzen: „Ich sehe Sie lieber neben mir, als gegen mich.“ —

3. Friedrich der Große hatte beim Umspannen in einem kleinen Orte, viele Jahre hinter einander einen großen fetten Beamten gesehen und auch gewöhnlich einige Worte mit ihm gesprochen. Als er einmal dort wieder umspannen ließ, vermiffte er den dicken, und fand einen langen, hageren Mann, der sich mit den Vorspannen zu schaffen machte. „Wer seid Ihr?“ fragte der König. — „Ich bin der Amtmann hier im Orte,“ war die Antwort. — „Ei nicht doch das ist ein alter, dicker Mann.“ — „Der ist gestorben, Euer Majestät, und ich bin an seine Stelle gekommen.“ — Hierauf wandte sich der König ganz ernsthaft mit der Bemerkung an den General, der mit ihm in den Wagen saß: „Der wird mich noch viel Geld kosten, bis ich ihn so fett habe, wie seinen Vorfahr.“ —

d. Napoleon ehemahliger Kaiser der Franzosen.

1. Als Napoleon von einer Reise nach Italien zurückkam, stieg er am Fuße der Anhöhe bei Tarare aus den Wagen, und ging mit dem Marschall Berthier die Anhöhe hinauf, wobei er vor sich eine alte lahme Frau erblickte, die nur mit großer Mühe fortzukommen vermochte. Napoleon näherte sich ihr und fragte sie, warum sie bei ihrem Alter und ihrer Gebrechlichkeit einen so beschwerlichen Weg gehe. „Mein Herr!“ versetzte die Frau, „man hat mir versichert, der Kaiser werde hier durchreisen, und ich möchte ihn doch gerne einmal in meinem Leben sehen.“ — Der Kaiser, eben in sehr guter Laune, sagte zu der Alten: „Liebe Frau, das sehe ich gar nicht ein, warum Ihr es euch so sauer werden läßt. Es ist eben ein Tyrann wie alle Andern.“ — Die Frau aber erwiderte aufgebracht: „Wenigstens, mein Herr, ist dieser von unserer Wahl, und da wir einen Herrn brauchen, so glaube ich nicht, daß wir ungeschickt gewählt haben.“ — Napoleon lachte und beschenkte die sonderbare Lobrednerin mit einer Hand voll goldener Napoleons.

2. Napoleon pflegte ungemein schnell zu essen, und blieb kaum zwölf Minuten bei Tische. Eines Tages stand auch sein Stiefsohn Prinz Eugen auf, als sich Napoleon von der Tafel erhoben hatte. Dieser wandte sich jedoch um, und sagte: „Bleib nur sitzen Eugen, du hast nicht genug Zeit zum Essen gekabt.“ — „Verzeihen Euer Majestät,“ sagte dieser naiv: „Ich habe schon zuvor gegessen.“ —

3. Napoleon schnupfte ziemlich stark, aber nur einmal in seinem Leben fiel es ihm ein, auch das Tabakrauchen versuchen zu wollen. Die Veranlassung war, weil der türkische Gesandte, welcher noch zur Zeit des Consulats nach Paris kam, ihm eine sehr schöne Tabakpfeife zum Geschenk gemacht hatte, die er längere Zeit unbenützt aufbewahrt. Erst nachdem er schon Kaiser geworden, kam ihm der Gedanke, einen Versuch mit dieser Pfeife zu machen, der aber durchaus nicht gut gelang. Er ließ die Pfeife mit virginischem Tabak stopfen, und man hielt ihm ein Licht hin, um sie anzuzünden; allein der gefürchtete Held benahm sich so linksich bei diesem Geschäfte, daß er nur immer den Mund auf- und zumachte, ohne im Mindesten zu ziehen, und endlich ungeduldig ausrief: „Zum Teufel das geht ja gar nicht.“ Man machte ihm bemerklich, daß er sich dabei nicht recht benehme, und zeigte ihm, wie er es machen müsse, aber er kam immer wieder auf das bloße Deffnen und Schließen des Mundes zurück. Verdrießlich über die vergeblichen Anstrengungen befahl er endlich, daß ihm Jemand den Tabak anzünden solle. Der erste Kammerdiener befolgte seinen Befehl, und gab ihm die Pfeife glimmend in die Hand. Kaum hatte Napoleon jedoch einen Zug gethan, so kam ihm der Rauch, den er nicht aus dem Munde herauszustofsen verstand, in Hals und Nase. Ergrimmt schleuderte er die Pfeife weit von sich, und rief, als er wieder zu Nhem kam: „Was für ein abscheulicher Gestank! O die Schweine, das Herz dreht sich mir im Leibe herum!“ Er fühlte sich auch wirklich eine Stunde lang fast unpäßig, und berührte seitdem nie wieder eine Pfeife.

4. Als Napoleon eines Tages in Italien begleitet von einigen Generälen über ein Schlachtfeld ritt, sah er einen Hund auf dem todten Körper seines Herrn liegen. Das Thier sprang den sich Annähernden entgegen, kehrte dann zu dem Todten zurück und heulte jämmerlich, als ob er ihren Beistand ansehnen wollte. „War es das Ereigniß des Augenblicks,“ erzählte Napoleon selbst; „war es der Auftritt, die Stunde oder der sonderbare Umstand an sich, — nie fühlte ich mich auf dem Schlachtfelde tiefer ergriffen. — Der todt' Mensch da,“ dachte ich, „hatte vielleicht Haus und Hof, Verwandte, Freunde, Kinder, und dort liegt er nun verlassen von Allen — außer von seinem Hunde. Wie geheimnißvoll sind die Eindrücke auf unsere Seele! ich war gewohnt, ohne Nührung bei Schlachten zu komman-

biren, die oft das Schicksal eines ganzen Volkes entscheiden, und konnte trockenen Auges Manöver ausführen sehen, von denen ich voraus wußte, daß sie viel Menschenleben zu Grunde richten würden, und hier wurde ich schmerzlich ergriffen von dem Geheul eines Hundes. Gewiß in jenem Augenblicke begriff ich, wie Achilles den Thränen des Priamus, Hektors Leiche nicht verweigern konnte.

5. In der Nacht vor der Schlacht bei Wagram schlief Napoleon nicht, und wandelte in seinem Mantel gehüllt im Lager umher. An einer Stelle, um welche alle Leute bei dem fast erloschenen Feuer eingeschlafen waren, sah er Kartoffeln, die in der Asche zeröstet wurden. Er bekam Lust einige zu essen, und schob zu diesem Ende mit seiner Degen Spitze die glühenden Kohlen bei Seite. In dem Augenblicke erwachte einer der Schläfer, und rief mit rauher Stimme: „He da, Herr Gerabezu, willst du meine Kartoffeln in Ruhe lassen?“ — „Kammerad,“ sagte Napoleon, „ich habe Hunger.“ — „Nun das ist was Anderes, dann nimm eine oder zwei, aber beeile dich, und dann halbrechts, Geschwindschritt — marsch.“ — Da jedoch Napoleon keine Lust bezeigte, diesem Gebote Folge zu leisten, und fortfuhr in der Asche herumzuwühlen, so verlor der Soldat endlich die Geduld, sprang auf, und wollte über den vermeintlichen Nachzügler herfallen, als er zu seinem Schrecken den Kaiser erkannte. Fast besinnungslos stürzte er ihm zu Füßen, der Kaiser aber befahl ihm aufzustehen, gab ihm ein Goldstück, und sagte leise, indem er den Finger an die Lippen legte: „Still, ich verzeihe dir, aber sage Niemand etwas davon!“ —

6. Eines Morgens trat der Leibarzt des Kaisers zum gewöhnlichen Besuche in dessen Schlafzimmer. Da der Arzt eben mit einem seiner Untergebenen Verdruß gehabt hatte, so waren seine Gesichtszüge noch sehr bewegt. Napoleon, der bei guter Laune Scherz liebte, sagte: „Was haben Sie denn, lieber Doktor, sind Ihnen vielleicht alle Ihre Patienten gestorben?“ — „Ach nein!“ erwiderte der Doktor grämlich. „Nun, dann sind sie vielleicht gar Alle gesund geworden,“ — fuhr der Kaiser lachend fort. —

7. Als Napoleon den neuen Hafen von Cherbourg besichtigte, kam er in Begleitung des Marine-Ministers auch an eine große Schleuse, die nach des Ministers Angabe, um die Versendung zu verhindern, errichtet worden war. Der Kaiser prüfte das große Werk aufmerksam, und fragte dann einen in seiner Nähe stehenden alten Soldaten, was er davon halte. „Sire!“ sagte dieser, „ich denke, daß dabei viel Geld ganz umsonst ins Wasser geworfen wurde.“ „Wie so? — Glauben Sie nicht, daß eine solche Schleuse die Versendungen verhindern werde? — Man hat mir es wenigstens versichert.“ — „Wer Eurer Majestät das gesagt hat,“ erwiderte der Seesoldat lakonisch, „ist ein Dummkopf.“ — „Sie hören es, mein Herr!“ sagte Napoleon zu dem Minister gewendet, „ich habe den Mann gewiß nicht veranlaßt, das zu sagen.“ —

8. Am Tage nach einem Gefechte, das nicht so ausgefallen war, wie Napoleon es gewünscht hatte, ließ er eines von den Regimentern, die daran Theil genommen hatten, in ziemlich übler Laune die Revue passiren. „Wer kommandirte diese Kompagnie?“ — fragte er barsch. „Ich Sire!“ sagte ein Offizier, aus der Reihe tretend. „Sind Sie Kapitän?“ — „Nein Sire, aber aus dem Holze, aus welchem man sie macht.“ — „Gut, mein Herr,“ entgegnete Napoleon mürriß, „wenn ich einmal einen hölzernen Kapitän brauche, werde ich an Sie denken.“ —

9. Als Napoleon einst auf einer Rheininsel frühstückte, erblickte er eine alte Frau, die neugierig zufah, aber nicht näher heranzukommen wagte. Endlich ließ er ihr den Befehl ertheilen, sich ihm zu nähern, und fragte sie in einem Anfluge von guter Laune, ob sie jemals geträumt habe, reich geworden zu sein, und was sie in diesem Falle besitzen zu müssen glaube. Nachdem die gute Frau ihre Verlegenheit gegenüber dem Kaiser in etwas besiegt hatte, brachte sie hervor, daß sie sich mit dem Besitz von sechshundert Franken überglücklich schätzen würde, und auch nie von mehr geträumt habe. „Alle Wetter,“ sagte der Kaiser, „ihr Traum ist ein wenig theuer, doch will ich ihn verwirklichen.“ — Sogleich ließ er ihr das Geld auszahlen, bemerkte aber hintennach kopfschüttelnd: „Mit der Traumdeutung gebe ich mich sobald nicht wieder ab.“ —

10. Als sich der Kaiser 1806 in Berlin befand, fiel es ihm eines Tages ein, ganz allein und in unscheinbarer Kleidung die Schenken zu besuchen, wo sich die französischen Soldaten befanden. In einer Schenke erblickte er einen Quartiermeister, der mit einer hübschen Berlinerinn herumspazirte, und, ohne den Kaiser zu bemerken, in dessen Nähe zu ihr sagte: „Laß uns nur recht lustig sein, mein Herzchen, unser Brummbar zahlt die Musik mit den Bagen Eures Königs. Vorwärts!“ — „Nicht so schnell,“ fiel der Kaiser ein, indem er sich zu dem Quartiermeister wandte, „warte mit deinem Vortrittsmarschieren, bis ich zum Angriff blase.“ Der Quartiermeister erkannte den Kaiser, und war etwas verblüfft, ohne jedoch die Fassung zu verlieren, griff mit der Hand an den Tschako, und sagte: „Die Nähe ist umsonst, Eure Majestät brauchen nicht zu blasen, um Lärm zu machen.“ Napoleon lachte, und diese Antwort erwarb dem auch sonst braven Soldaten bald darauf das Offizierspatent.

11. Bei seinem Anzuge sah Napoleon bloß auf Feinheit und Güte des Stoffes, so wie auf Bequemlichkeit, bekümmerte sich aber gar nicht um die Mode. Besonders haßte er es, sich durch die Kleidung auch nur den geringsten Zwang anzuthun, daher zeichnete er sich auch nie durch Eleganz aus. Sein Schwager Mürat hingegen kleidete sich immer sehr sorgfältig und nach dem neuesten Geschmack, der oft bis in das übertriebene Elegante ging. Eines Tages erlaubte er sich über den Anzug des Kaisers zu spötteln, und sagte: „Eure Majestät kleiden sich doch gar zu altväterisch. Geben Sie doch Ihren Unterthanen auch das Beyspiel eines guten Geschmackes.“ — Der Kaiser sah ihn ernst an, und erwiderte: „Ich soll mich also wohl, Ihnen zu Gefallen, wie ein süßer Herr, wie ein Stutzer, wie eine Modepuppe, kurz — wie Seine Majestät, der König von Neapel, kleiden? — Nein, mein Herr, ich weiß was Besseres zu thun, und bleibe bei meinen Gewohnheiten? — Seit dieser Unterredung berührte Mürat nie mehr diesen delikaten Punkt.“

12. Als die Franzosen im Kriege gegen Preußen zum ersten Male in Polen eindrangen, bestand ihre ganze Kenntniß der Polnischen Sprache in den Wörtern: Kleba (Brot), Niemom (ich habe keines), Voda (Wasser) und Zaras (sogleich). Als

der Kaiser eines Tages durch eine Infanterie Kolonne in der Gegend von Mysiniéz ritt, wo wegen der Masse von Roth die Ankunft der Lebensmittel aufgehalten wurde, so daß die Truppen gro-

ßen Mangel litten, rief ihm ein Soldat zu: „Papa, Kleha!“ — „Niémom,“ erwiderte der Kaiser schnell, aber gütig; die ganze Colonne fing an zu lachen, und Keiner verlangte weiterhin etwas.

B. Miscellen und historische Denkwürdigkeiten.

1. Unerfrohenheit.

Einst trat zur Nachtzeit ein Schiffslieutenant vor das Bett des englischen Admirals Howe und sprach besürzt: „Mylord, es ist Feuer im Schiffe.“ — „Wo ist es?“ fragte Howe. „Dicht an der Pulverkammer,“ war die Antwort, „wir fürchten es ist keine Rettung möglich!“ — „Nun,“ sagte Howe ruhig, „so wird es mit uns bald aus sein,“ und begann schnell anzuordnen. Nach kurzer Zeit aber kam der Offizier wieder, mit der Anrede: „Fürchten Sie nichts, Mylord, das Feuer ist gelöscht.“ — „Wie junger Mensch,“ erwiderte der Admiral, „Sie glauben doch nicht im Ernst, daß ich mich fürchten könne?“

2. Treffliche Antwort.

Die Königin Elisabeth von England, welche bekanntlich sehr schön sein wollte, fragte einst den französischen Gesandten, wie ihm ihre Hofdamen gefielen, worauf dieser mit echt französischer Galanterie erwiderte: „Es fällt schwer über Sterne in Gegenwart der Sonne zu urtheilen.“

3. Das theuere Geschenk.

Ludwig XI., König von Frankreich, hatte als Kronprinz bei Gelegenheit des Zwistes mit seinem Vater, Karl VII., in dem Hause eines Pächters Untersand gefunden. Nach dem Tode des Letzteren meldete sich der ehrliche Pächter, um dem neuen Regenten Glück zu wünschen, und überbrachte demselben als Geschenk eine ungeheure Rübe, wofür ihm der Monarch, eingedenk seiner früheren Verbindlichkeit, 1000 Goldstücke auszahlen ließ. Kaum hatte der Gutsheer des Pächters diesen Zug könig-

licher Freigebigkeit erfahren, so brachte er das schönste arabische Pferd aus seinen Ställen, mit köstlichem Geschirr angethan, an den Hof, und machte es dem Könige mit der Bemerkung zum Geschenke, daß er der Besitzer des Pächthofes sei, welcher einst so glücklich war, die Person seines erlauchten Monarchen zu beherbergen. „Dieses herrliche Geschenk,“ sprach Ludwig lächelnd, „kann ich nicht ohne angemessene Entgeltung lassen. Hier sehen sie,“ — wobei er einen Schrank öffnete, dessen Inhalt der Edelmann mit gierigen Blicken verschlingen zu wollen schien, „diese Rübe, sie kostet mich 1000 Goldstücke, aber ich mache sie Ihnen zum Gegengeschenke. Sie ist von diesem Augenblick an, Ihr Eigentum.“ — Man kann sich denken, wie verblüfft der habgierige Edelmann da stand; aber er mußte gute Miene zum bösen Spiele machen, und sich dankend mit seiner Rübe entfernen.

4. Wie der Teufel aussieht.

Unter der Regierung Ludwigs XIV. bestand von 1675 bis 1680 zu Paris unter dem Namen chambre ardente (brennendes Zimmer) eine Untersuchungs-Kommission gegen die damals über Handnehmenden Vergiftungen, Zaubereien, Teufelsbeschwörungen und Herereien. Vor dieser Kommission mußte auch die Herzogin von Bouillon erscheinen, und der Präsident, Staatsrath La Reynié, war so unvorsichtig, dieser geistreichen Dame die Frage zu stellen: „Ob sie den Teufel schon gesehen habe?“ — worauf sie erwiderte: „Ich erblicke ihn eben jetzt zum ersten Mal, er sieht sehr grob und häßlich aus, und ist als Staatsrath und Präsident angethan.“ Das Verhör hatte nach dieser Aeußerung sogleich ein Ende, und die Herzogin wurde durch keine weitere Vorladung mehr inkommodirt.

5. Sonderbare Anrede.

König Jakob II. von England kam einst auf einer Reise durch eine kleine Stadt, wo ihn der Mayor (Bürgermeister) mit einer Anrede bewillkommen sollte. Da dieser aber ziemlich beschränkten Verstandes war, und ein außerordentlich schlechtes Gedächtniß hatte, so kam man überein, daß ihm sein Sekretär die Anrede ins Ohr sagen (souffliren) sollte. Der Mayor trat demnach vor den König und der Sekretär flüsterte ihm über sein linkisches Benehmen zu: „Zuerst haltet den Kopf in die Höhe, und betragt euch wie ein Mann.“ Der Mayor aber hielt diese Worte für den Eingang der Rede, und sagte mit lauter Stimme zum Könige: „Zuerst haltet den Kopf in die Höhe, und betragt Euch wie ein Mann.“ — Der König sah ihn erstaunt an, und Alles war verduzt, da wispelte ihm der Sekretär erschrocken zu: „Was zum Teufel macht Ihr da,“ — und der Mayor wiederholte abermals zum König gewendet mit erhobener Stimme: „Was zum Teufel macht ihr da!“ Das Erstaunen des Königs und der Schrecken der Anwesenden ward immer größer, da konnte sich der Sekretär in seinem Zorne über die Dummheit des Mayors nicht länger bezwingen, und sagte diesem ins Ohr; „Herr! Ihr werdet uns mit Eurer Dummheit Alle ruiniern.“ Der Mayor aber fuhr in seiner Anrede gravitatisch fort: „Herr! Ihr werdet uns mit

Eurer Dummheit Alle ruiniern,“ worauf der Sekretär in der größten Angst davon lief, und das plötzliche Stocken des Mayors, der kein Wort weiter zu sagen wußte, endlich zur Belustigung des Königs das Räthsel löste.

6. Türkische Worttreue.

Der Sultan Mahomed II., welcher bei der Eroberung von Negropoute im Jahre 1470 in der Kapitulation versprochen hatte, daß er dem Paul Drizzo den Kopf lassen würde, befahl ihn in der Mitte des Körpers aus einander zu sägen; — und der barbarische Sieger behauptete noch, sein Wort nicht gebrochen zu haben.

7. Die Pausen.

Bei einem Konzerte am Hofe zu Dänemark, unter Christian VI., fragte der Oberkammerherr De la Forte entrüstet, warum denn die Musiker so oft zu spielen aufhörten? — „Sie haben Pausen,“ sagte der Kapellmeister ehrfurchtsvoll. „Schweigen Sie!“ fuhr in der Kammerherr aufgebracht an, „im Dienste des Königs darf es keine Pausen geben.“ —

II. A b t h e i l u n g.

B e l e h r u n g s - K a l e n d e r.

I. A b s c h n i t t.

Das Kalenderwesen. 2. Über den Kalender-Aberglauben.

Abergläubisch ist dersjenige, welcher Dinge für wahr hält, die der Erfahrung und gesunden Vernunft widerstreiten, und der Aberglaube ist nichts Anderes als ein Fürwahrhalten aus unzureichenden Gründen. Der Kalender-Aber-

glaube ist daher derjenige Wahrglaube, welcher Dinge als wahr und wirklich annimmt, die den Gesetzen der Vernunft und der Natur nach nicht wahr sein können. Trotz der vorgeschrittenen Aufklärung unserer Zeit behauptet der Kalender-